

Von hinten Mai '07

Die Stammleser der Kolumne werden in der vorigen Ausgabe sicherlich verzweifelt nach dem Kochrezept des Monats gesucht haben, das seit Januar jedem dieser Texte innewohnte. Ja, damit ist nun leider Schluss. Im März saß der Schmerz über das frisch Erlebte noch zu tief, um gleich darüber sprechen zu können. Jetzt geht es so einigermaßen. Eigentlich war die ganze Übung ja dazu gedacht, der Umsatzsteuererhöhung eins auszuwischen. Doch ausgerechnet das Finanzamt hat grausam zurückgeschlagen. Nicht etwa mit der Androhung, dass sich unsere Einkommensbesteuerung in diesem Jahr auf das 27,85-fache erhöht. Nein, noch fieser, mit Zeit- und Aufmerksamkeitsentzug. Kurz vor Abgabefrist der Jahressteuererklärung saßen wir über umfängliches Zahlenwerk gebeugt, stundenlang. Viele Journalisten und manche Schriftsteller vom Format einer Rosamunde Pilcher würden nun sicherlich die Formulierung „Uns rauchten die Köpfe.“ in die Tastatur hämmern. Doch ich halte das für eine der blödesten Metaphern, die je erdacht wurden. Schließlich hat ja die menschliche Synapsen-Aktivität gegenüber jedem Computer neben etlichen Nachteilen immer noch den Vorteil, ohne nennenswerte Wärmeentwicklung vor sich zu gehen. Zu den Nachteilen hingegen gehört, dass man bei konzentrierter Arbeit im Hauptprogramm alles, was im Hintergrund mitlaufen sollte, völlig ausschaltet. Und so hatten wir zwar schmerzende, aber relativ kühle Köpfe, während etwas ganz anders rauchte – der Topf mit dem Suppenfleisch. Wasser enthielt er keines mehr, und auch die tierischen Bestandteile waren als solche nicht mehr klar zu identifizieren. Nach Wochen intensiven Säuberns und Lüftens ist der spezifische Geruch aus der Küche nun fast verschwunden. Jedenfalls war das aber das letzte Gourmeterlebnis, das ich preisgebe. Mehr können wir uns nicht leisten.

Erfreulicher und ergiebiger sind hingegen Erfahrungen, die ich in den letzten Wochen beim zaghaften Hineintauchen in die Literaturszene machen durfte. Bei der Leipziger Buchmesse, die ich eigentlich sehr ausgiebig durchlebte, habe ich auf die reale Möglichkeit verzichtet, Günter Grass mal so ganz persönlich ohne zwischengeschaltete Mattscheibe näher zu kommen. Dabei kann man als Schreiber ja gerade von unserem Nobelpreisträger so viel lernen. Zum Beispiel wie man seine Memoiren noch vor dem Erscheinen wirksam verkauft. Da ich ja das Chemnitzer Durchschnittsalter annähernd erreicht habe, denke ich nämlich auch daran, meine Lebensgeschichte zu Papier zu bringen. Der Titel steht schon fest: „Beim Häuten der Jungfer“. Gewiss ist das marktschreierisch, doch das Flitterstreuen gehört eben zum Eintüten von Stapelware dazu. Zwei Wochen vor der Buchpremiere werde ich dann der Chemnitzer Morgenpost das brisanteste Detail verraten. Dass ich es nämlich nicht geschafft habe, mich der vormilitärischen Ausbildung der FDJ konsequent durch vorgetäuschte Prostatabeschwerden zu entziehen. Eigentlich kann ich mich damit herausreden, dass ich einem potenziellen Feind sowieso keinen Schaden hätte zufügen können, da ich aufpassen musste, die abgeworfene Eierhandgranate nicht selbst auf den Kopf zu bekommen. Trotzdem wird ein Schrei der Entrüstung durch den Chemnitzer Blätterwald hallen: Gerade Neffe Jens! Der macht doch einen so anständigen Eindruck, seit er kurze Haare trägt. Ich kann mich derweil freuen, zwei Wochen lang den Reprint des Reichsbahnkursbuches von 1928 in den Verkaufscharts überholt zu haben. Und ein halbes Jahr später verdiene ich nochmal satte Knete mit meinen schluchzenden Beschwerden über die Gemeinheit der Medien.

Doch, wie gesagt, ich habe ja drauf verzichtet, den Schnauzbart in Leipzig um ein Autogramm zu beten. Also wird alles so nicht eintreffen. Dafür hat mich Grass dann am letzten Buchmessedag virtuell eingeholt. Dem entkommt man nicht. Ich stand nämlich auf

dem Bahnsteig des Hauptbahnhofes. Zwar kam da nicht Grass mit Kofferrolli und Pfeife vorbei, aber Stefan Seyfarth. Da wir beide das Jenaer Kassablanca als Reiseziel hatten, quetschten wir uns gemeinsam in den mit Kasernenrückkehrern vollgequetschten ICE. Ich finde es ungerecht, dass jetzt viele Leser sich innerlich fragen, wird denn Stefan Seyfarth sei. Ihn zu kennen ist viel gehaltvoller als den Lübecker Moralprediger. Googelt doch einfach mal, wenn ihr es wirklich nicht wisst. Als ich nun also neben dem „Pionier der Performance Poetry im Osten“ (zitat blog.claudioblog.de) saß, erzählte er mir seine Erlebnisse mit dem Zwiebelhäuter. Seyfarth ging mal in den Bahnhof Dresden-Neustadt, da es seiner Meinung nach neben vielen Pennern dort auch die beste Bockwurst der Landeshauptstadt gibt. Und wie er da so am Stehtischchen in die Wurst beißt, tut ein (zu Unrecht) noch bekannterer Schriftsteller neben ihm das Gleiche. Wie spricht man einen Nobelpreisträger an, der gerade damit kämpft, sich keinen Senf auf den Schlips zu kleckern? Am besten so: „Was machen Sie denn hier, Herr Grass?“ Und Herr Grass erklärte ihm, dass er einem Namensvetter, der in Bischofswerda Bürgermeister sei, beim Wiederwahlkampf helfen fahre. Und weiterhin versuchte er noch ziemlich erfolglos, Herrn Seyfarth zu überreden, doch auch SPD zu wählen. Weiter war nichts. So unspektakulär können Begegnungen mit VIPs verlaufen.

Aufregender als die Blechtrommel war da schon die Überschrift des Seminarmaterials, in dem der junge Mann uns gegenüber im Zug lustlos blätterte: „Anreizregulierung“. Stefan und ich grübelten dann den ganzen Weg von Jena-Paradies zum Kassablanca, wie man dieses so schön rätselhafte Wort in die Höhen der vergeistigten Literatur erheben könnte.

Vorläufig unreguliert anreizend verbleibt
Neffe Jens